

BEGEGNUNG UND GESPRÄCH

ÖKUMENISCHE
BEITRÄGE
ZU ERZIEHUNG
UND
UNTERRICHT

Ausgabe 67

Dezember 1985

Der bayerische Kirchenvater Johann Michael Sailer, 1761–1832



Christus lebet: Indem
 gibt es täglich neue
 Proben.
 Wir wollen von ganzem
 Herzen glauben —
 bis wir es erfahren.

(Christus lebet: davon gibt es täglich neue Proben.
 Wir wollen von ganzem Herzen daran glauben —
 bis wir es erfahren.)

Ausschnitt aus einem Brief J. M. Sailers an Karl Riccabona,
 Pfarrer von Wallersdorf und späterer Bischof von Passau.
 Datiert: Landshut, 19. Februar 1811.
 (Archiv des Bistums Passau, QA 8098)

Ökumenische Gedanken im Anschluß an Johann Michael Sailer (1761-1832) von einem alten Religionslehrer

Als ich vor Jahren von meinen Oberen in den wohlver-
 dienten Ruhestand geschickt wurde – übrigens eine völ-
 lig unchristliche Formulierung: denn was heißt schon
 „verdient“, wo doch alles Gnade ist, auch über dreißig
 Jahre Religionsunterricht in der „Vorhölle“ der Schulen
 Münchner Vorstädte – überlegte ich, vielmehr ich suchte
 nach einem passenden Schlußwort, das auf mich bei der
 Abschiedsfeier unweigerlich zukam. Gottlob geschah
 dies unter dem einzigen Baum eines halb zementierten,
 halb sandigen Pausenhofes, wo man an den aus den
 Schulklassen geholten Bänken in weitem Rund saß unter
 dem Flirren der glühenden Sonne, die mit ihrem verzeh-
 renden Gelb die Gebildeten unweigerlich an van Gogh
 erinnerte, die andern zum Bierglas greifen ließ. Da ich
 mich bemühte, möglichst verspätet zu erscheinen, was
 bei meinem Alter und dem mangelnden Auto immer ver-
 ziehen wurde, und ich den Turnlehrer gebeten hatte, das
 unvermeidliche Mikrofon samt den dazugehörenden
 Strippen als unbrauchbar zu erklären, zudem ein steifer
 Südwind von der Sahara über die Alpen föhnförmig über
 den ausgedörrten Schulhof blies – bestand nur wenig
 Aussicht, daß die gehaltenen Reden von mehr als fünf
 Pädagogen gehört wurden. Und da eben diese Fünf sel-
 ber auf ihre Ansprache warteten, als da waren der Pfarrer,

der Schulrat, der Rektor, der Vikar und der Vertrauensleh-
 rer, letzterer übrigens noch mit einem Geschenk
 beschäftigt war, dessen Umschläge mit Tesastreifen zu
 versehen waren, die bei 30 Grad im Schatten immer wie-
 der sich mehr zu Daumen und Zeigefinger hingezogen
 fühlten als zu dem Präsent, dessen Inhalt man schon aus
 fünf Meter Entfernung identifizieren konnte, war es fast
 unmöglich sich auch durch die größte Plattitudo zu bla-
 mieren, zumal gerade im Ertragen solcher Dinge in die-
 sem Kreis eine hohe, durch Gewöhnung zustande
 gekommene Toleranzgrenze bestand.
 Aber trotz dieser rosigen Aussichten, wollte ich unbe-
 dingt die Summe dieser Jahrzehnte, die ja mein Leben
 waren, möglichst prägnant zusammenfassen und öku-
 menisch dazu, den der Boxbeutel mit der Ehrfürchtigen
 Aufschrift „Auslese“ kam aus dem lutherischen Franken
 und ebensolchen Händen. So geriet ich unterwegs beim
 Nachdenken – tiefer und modern angelegte Christen
 nennen das heute: meditieren – auf die mir stets wichtig
 erscheinende Randbemerkung zu den Meßtexten der
 10. Woche im Jahreskreis, wo es trefflich heißt: „Die Herr-
 lichkeit des Werkzeuges wird erst beim Gebrauch sicht-
 bar – beim Gebrauch, bei dem sich das Werkzeug ver-
 braucht. Und dann ist die Abnutzung das, was sichtbar ist,
 die Herrlichkeit aber bleibt dem Auge verborgen. Es
 gehört Mut dazu, weil man doch sagen muß, daß dieser
 Weg einen anderen eigentlich nicht überzeugen kann.
 Es gehört darüber hinaus Glaubensmut dazu, diesen Weg
 zu gehen. Und das nicht nur, weil man dabei selbst in das
 Sterben hineingerissen wird. Es erscheint uns doch
 immer hilfreich, wenn man etwas vorzuzeigen hat, um

andere zu bekehren. Aber wenn wir versuchen sollten, sichtbar zu machen, daß unsere Hingabe Herrlichkeit ist, dann sind wir schon auf dem falschen Weg. „Diese Worte von Willi Marxsen treffen den ökumenischen Impetus unseres Tuns haarscharf. Ich habe im Laufe meines langen katechetischen Dienstes eine Reihe Männer und Frauen getroffen, die das Zeichen dieser Hingabe an sich trugen und dadurch Zeugnis vom Herrn ablegten und durch ihr Tun andere überzeugten, vielleicht nicht so sehr vom Dogma ihrer Kirche, wohl aber vom Weg, der zur Nachfolge führte. Der Haken war aber der, daß man eine solche Einsicht unmöglich selbst zur Sprache bringen konnte, auch nicht in einer kaum verständlichen Abschiedsrede, ohne von eben diesem Weg abzukommen.“

Blieb also doch nur das Lutherwort übrig: „Wir sind Bettler, das ist wahr“? Indessen fiel mir unterwegs schon nahe am Ziel Bartimäus ein, für mich der neustamentliche Bettler, d. h. Glaubende schlechthin, schon lange bevor ich Rudolf Pesch's „Das Evangelium der Urgemeinde“ kannte. Jesus zum letzten Male auf dem Weg von Jericho nach Jerusalem. Der Kreuzweg beginnt hier. Die letzte Gelegenheit für den Blinden. Bartimäus fühlt mit der inneren Hellsichtigkeit aller Blinden diesen Zusammenhang. Daher schreit er zudringlich um Hilfe und läßt sich nicht abweisen. Die Zudringlichkeit der Heilung und Recht Suchenden wird von Jesus immer wieder gelobt, ja gefordert, man müsse Gottes Herrschaft wie ein Räuber an sich reißen.

Der rettende Glaube ist die Bewegung, die ganz zum Ort der Rettung hintreibt, „aufspringen“ läßt. Der rettende Glaube läßt sich nicht hindern. Freilich bedarf er des konkreten Ortes der Rettung, auf den er sich bezieht: Jesu und seiner Nachfolger. Rudolf Pesch fügt hier treffend hinzu: „Ohne das Eingeständnis der Hilfsbedürftigkeit wächst kein Vertrauen, bleibt Glaube bodenlos. Wer seine Hilfsbedürftigkeit so weit verdrängt, daß er taub und blind wird, bleibt ohnmächtig in ihr eingeschlossen, um sein Leiden zentriert, auf die Krankheit zentriert. Der Wille, sich etwas tun zu lassen, an sich etwas geschehen zu lassen, das man nicht in Regie hat, scheint für den Menschen unendlich schwer zu sein, weil das Schwergewicht einer eigenen Existenz den Eigen-Willen beschwert.“ Auch diese Einsicht erscheint mir lebendige, unaufgebbare, weil erlebte Ökumene zu sein. Mein Timäuserlebnis geschah vor mehr als einem Dutzend Jahren, als ich in der Kinderklinik am Bettchen meines ersten Enkelkindes stand, das querschnittgelämt, mit schwersten inneren Störungen vor mir lag, an fürchterliche Schläuche angeschlossen, dem von Gott geschenkten Leben entgegenschau.

Was blieb mir und den anderen anders übrig als zu schreien. Es waren jene Minuten, als uns klar wurde, daß Cornelia uns jene Stelle im Römerbrief erschloß, wo es heißt, daß wir nicht wissen, worum wir beten sollen, wo wir darauf hoffen dürfen, daß der hl. Geist für uns eintritt mit unaussprechlichem Seufzen. Auch nach zwölf Jahren ist mir, wenn ich an ihrem Rollstuhl stehe und mit ihr rede, dieses Seufzen so gegenwärtig wie damals – aber auch, warum der hl. Geist Parakletos genannt wird. Wie wären diese Gedanken anders als „evangelisch“ zu betrachten. Cornelia ist keine konfessionelle Angelegenheit. Sie gibt vielmehr den Blick frei auf jene Barmherzigkeit Gottes, die den Bartimäus öffnet und ihn schreien läßt. Angesichts der tröstlichen Tatsache, daß es auf der Erde zehntausende solcher Gotteskinder gibt, besteht Hoffnung, daß ihr ökumenisches Geschrei die Herrlichkeit Gottes preist, eben diese undurchdringliche Herrlichkeit, von der das Alte Testament soviel weiß und die Luther im Kleinen Katechismus immer wieder formulieren läßt: „Wir sollen Gott fürchten und lieben“ – nicht umgekehrt.

Damit lösten sich für unsere Familie zwei der schwierig-

sten theologischen Probleme der Konfessionen „von selbst“, weil sie im Glauben ertragen wurden, trug uns der Glaube. Ich meine damit die Frage nach dem Sinn des Leidens unschuldiger Kinder und dem Verhältnis von Zorn und Gnade Gottes, dem etwa Werner Elert nachgegangen ist. Als das Kind Cornelia anfang, sich seiner Lage bewußt zu werden, legte sie die kleinen Hände auf meinen Kopf und sagte: „Opa, Glatze!“ – und lächelte mir zu. Und bis heute an der Seite ihrer kraftstrotzenden Schwester, nach fürchterlichen Zwischenoperationen, ist ihr nie die von uns allen befürchtete Frage nach dem „Warum tut Gott das alles?“ über die Lippen gekommen. Ihre Erstkommunionfeier inmitten einer Schar anderer schwerstbehinderter Kinder riß die Erwachsenen in eine Glaubensdimension hinein, in der die dogmatische Frage nach dem Abendmahl, der hl. Eucharistie als Sakrament in dieser Weise, nämlich daß sie auch etwas Trennendes sein könnte, so garnicht mehr gestellt werden kann.

Daraus lassen sich aber folgende ökumenische Konsequenzen ziehen: Die Lösung der entscheidendsten Fragen, die uns das religiöse Leben stellt, können nicht in katechetische Lehr- und Merksätze gefaßt werden. Sie müssen notwendigerweise, weil sie eben das unaussprechbare in Worte fassen wollen, unzulänglich im besten Falle, trennend im schlimmsten Fall sein. In den Grenzsituationen der Existenz der einzelnen Christen entsteht nicht aus menschlicher Kraft, sondern als Stiftung Gottes die eine Kirche als „Christusbruderschaft“. Was hier von den einzelnen Gläubigen erlebt wird, gilt in gleicher Weise auch für die Kirchen als Ganzes. Konkretes Erlebnis: In fürchterlicher Einsamkeit der Kriegsgefangenschaft, die noch gesteigert wurde, durch die Gewißheit dessen, was man Vertreibung aus der Heimat nennt, was für die meisten von uns aber auch gleichsam mit dem Verlust ihrer Nächsten, waren Litaneien, ja selbst der Rosenkranz für die einen ebenso selbstverständlich geworden, wie die lutherische Predigt über „Jesu, meine Freude“. Denn wir begriffen sofort, was es für uns bedeutet, dieses Tobe Welt und springe, ich steh' hier und singe in gar sicherer Ruh!“ Diese Situation des unmittelbar vom Wort Gottes Betroffenseins, das zur Einheit führt, kann schon deshalb durch kein Konzil und durch keine ökumenische Weltkonferenz hergestellt werden, weil sie allein der rettenden Tat Gottes entspricht, die meist in den sogenannten hoffnungslosen Situationen erfahren wird und nicht gelesen werden kann, wobei dieses „sperare contra spem“ ebenfalls zum gemeinsamen Erlebnis der Gläubigen gehört. Man befrage dazu heute nur die Angehörigen der geknebelten Ostkirchen. Was Papstansprachen in der lutherischen Kirche Roms erreichen können, ist dasselbe wie alle „Lima-Papiere“: Rahmenbedingungen der Annäherung zu schaffen, religionsgeschichtliche Vorurteile als solche zu erkennen, Bannflüche zu lösen. Das ist theologisch schon sehr viel. Das innere Erleben der Gemeinsamkeit schenkt Gott allein und dies gerade dann, wenn der Mensch sich davor fürchtet, weil es auf seinem ganz persönlichen Kreuzweg geschieht. Dies ist die Brücke, die mich mit dem uns so fernen Sailer und seinem Werk verbindet.

Es ist unerläßlich, ehe wir das äußerst bewegte Leben Sailers kurz skizzieren, ihn aus seinen zahlreichen ökumenischen Briefen selbst zu Wort kommen zu lassen, die uns am leichtesten zugänglich sind.

Aus einem Brief an Prof. Benedikt Stattler, einem Prototypen der theologischen kath. Aufklärung, der Sailers Denken ein Jahrzehnt beherrschte. Es heißt da unter dem Datum 4. Februar 1787 aus Dillingen:

„Wegen der Union (gemeint ist die Annäherung der Konfessionen) denke ich so: Solange wir Katholiken es nicht dahin bringen können, daß 1) unsere Päpste, Bischöfe,

Pfarrer, Religiösen mehr Einsicht in das Wesentliche unserer Religion und mehr Eifer für Läuterung der Begriffe und vernunftmäßige Darstellung derselben haben, 2) daß die Mißstände, das Mechanische, das Abergläubische in Volksandachten wenigstens einigermaßen gehoben werde, 3) daß aller Schein des Despotismus von dem kirchlichen Regimente weggewischt werde, 4) daß die fürchterlichen und ärgerlichen Reibungen zwischen Theologen und Theologen unsererseits ein Ende nehmen oder wenigstens geschwächt und ohnmächtig werden, 5) daß der Einfluß besonders der Religiösen auf Hinderung so manches Guten ganz gehemmt ist, 6) daß Luxus, luxuria, injustitia, die in großen Städten epidemisch herrscht, verbannt wird und an die Stelle evangelischer Zucht und Ehrbarkeit tritt – mit einem Worte, bis unsere Kirche im ganzen und in Gliedern das ist, was sie in unserm Gebäude aufgeräumt haben (und bis dahin ist es noch lange), scheint es nicht wohl möglich, andere in unser gemeinschaftlich Gemach allgemein herüberzubringen.“ (zitiert nach Schiel II, 38) Die Gültigkeit dieser Zeilen ist auch heute unbestritten, vielleicht bis in die Formulierung hinein. In einem Brief an den kath. Pfarrer Franz Felder vom 8. März 1818 aus Landshut heißt es: „Da in Deutschland die Katholischen und Protestantischen zusammenleben und sich auch in Standesämtern einander begegnen müssen: so erweist sich jener polemische Ton, der an die Stelle des kritischen und dogmatischen getreten ist, besonders in Hinsicht des genannten Zusammenlebens äußerst schädlich, indem er nichts als Spannung erregt oder die schon erregte erhöht. Oft wird auch nicht bloß Lehre verteidigt, sondern gegen Personen und Persönlichkeiten zu Felde gezogen. Die Ausübung der kirchlichen Rechte wird manchmal so ins Licht gestellt, daß es scheinen könnte als ob das zivile Recht in den Schatten gesetzt werden sollte. Erloschene Streitigkeiten, welche die Zeit wohlthätig begraben hat, und mitbegrabene Erbitterungen werden ohne Not wieder aus dem Grabe erweckt und viel zu ängstlich wie mit gespanntem Hahn auf die Schwächen protestantischer Gelehrten Jagd gemacht...“ (Fundstelle Schiel II, 436). Mir scheint, daß wir heute auch nicht viel weiter im ökumenischen Umgang miteinander gekommen sind, wobei darauf hinzuweisen ist, daß die lutherische Orthodoxie das Gespräch mit Rom viel freier macht als alle Konvergenztheologie liberaler Herkunft.

In einem Trostbrief an Christian Adam Dann, evangelischer Theologe des Pietismus, aus Ebersberg, vom 4. Dezember 1798, kommt dann jene überströmende menschliche Zuneigung zum Ausdruck, die das Pastorale in Sailers Wesen zum Hauptgrundzug seines Werkes werden ließ. Wir lesen da u. a.: „Sieh, wie Sie sind, dem Erbarmer hingeben, so gut Sie es können, von Ihm Hilfe erwarten, indes am Tagewerk fortarbeiten, einen Kranken besuchen usw., das ist Arznei für Sie. ... Wie Sie sind und so gut Sie es jedesmal können, werfen Sie sich, ohne zu grübeln, dem Gott des Trostes in den Vater-schoß und glauben sicherlich, alles, was Sie ängstigt, sei nicht aus Gott – gehen kühn zur Arbeit, unterhalten, zerstreuen sich auf unschuldige Weise, bis die Seelenruhe wiederkehrt. Ihr Glauben an Gott mag schwach, stark, stärker, so oder anders sein: demütigen Sie sich und rufen Hilfe zur Liebe und lassen alles Rütteln des aufgewühlten Innern und harren, bis das Licht kommt. Dies Ihnen hier Gesagte nehmen Sie einfältig als Arznei und brauchen es ehrlich und es wird Ihnen besser werden.“ (Schiel II, 178).

Otto Karrer meint treffend: „Sailer ... ist einer der unvergänglichen geistlichen Lehrer und Schriftsteller des deutschen Sprachbereichs. Die edle Ausgeglichenheit und Gemütsiefe seiner Lebensbetrachtung aus dem Glauben, die seelische Einfühlung und Liebe in Stun-

den der Prüfung, leuchtet aus allen seinen Schriften.“ (nach Krömmler, S. 7). Das erkannten durchaus auch seine berühmten Zeitgenossen. So schrieb etwa der Vater der historischen Rechtschule, Fr. Karl von Savigny, der mit Sailer seit gemeinsam verbrachter Professorenzeit in Landshut, 1923 von der Universität Berlin an den neu ernannten Bischof von Regensburg: „Du bist zwar jetzt ein Kirchenfürst geworden, und ich sollte also wohl bloß noch mit Ehrfurcht und aus einer gewissen Ferne Dich begrüßen; aber Dein kindliches Herz ist geblieben wie immer, und so kann ich's nicht lassen, ich muß Dich zugleich lieben wie immer und als ob Du noch meinesgleichen wärest, mit der verehrenden Dankbarkeit eines Sohnes und mit der vertraulichen Freundschaft eines Bruders.“ (Baumgartner, 160). Seine schriftlichen Kontakte, denen meist persönliche Bekanntschaften zugrunde lagen kennen so bekannte Namen wie Lavater, Matthias Claudius, Friedrich Stolberg, Schlegel und Brentano, Jacobi und Schelling, Görres, Bader, Ringseis und Ludwig I. von Bayern, der als Kronprinz sein Privatschüler war – ihn aber nur sehr schwer von der Gegnerschaft der Kurie und des Münchener Nuntius bewahren konnte. In allen diesen auf uns gekommenen Briefbänden findet sich Sailers immer wiederkehrendes Anliegen: die Menschen zur Gottesbegegnung zu führen, heraus aus der Entfremdung der Sünde und des Getrenntseins und mit Gott hin zur „Gottinnigkeit“ des erlösten Menschseins. Seine Kurzformel des Glaubens lautet „Gott in Christus – das Heil der Welt.“ Genau diese Perspektive ist nicht nur die einzig ökumenisch mögliche, sondern sie taucht auch als Zeichen der Kirche nach Walter Kasper im II. Vaticanum auf. Kirche als Sakrament des Geistes, deren Hauptaufgabe es ist, nach 2. Kor. 5,20 zu handeln: „Wir bitten euch an Christi statt: laßt euch versöhnen mit Gott.“ „Was heute die Telefonseelsorge versucht, war für Sailer die Meisterschaft in der Briefseelsorge, wobei der Leidenschaft unserer Tage, zum Telefon zu greifen, im 19. Jahrhundert derjenigen der schriftlichen Korrespondenz entsprach. An dieser Stelle freilich stellt sich die Frage, wieso die Zeit Sailers, und ganz besonders er selber so unbeschwert christlich im Sinne von ökumenisch sein konnten, zumal seine Lebensjahre durchaus nicht in eine geschichtliche Idylle fallen. Geistig gesehen umspannt sein Leben Aufklärung mit Josephinismus, Jesuitenverbot (er selber war Jesuit!), Säkularisation, die gesamte Romantik. Politisch hieß das Französische Revolution, napoleonische Kriege, Umgestaltung Europas, aber das Wartburgfest 1815, die Metternichsche Restauration – von der klassischen deutschen Dichtung und des philosophischen Idealismus einmal zu schweigen, aber auch von Bauernbefreiung und vom neuen Königreich Bayern. Daß dieser „bayerische Kirchenvater“, wie ihn Georg Schwaiger verehrungsvoll nennt, inmitten dieser Umbrüche nicht im Elfenbeinturm der Theologie und des späten Bischofsamtes lebte, sondern oft darinnen fast unterzugehen drohte, wird noch erwähnt werden. Was aber die damalige Zeit der unseren uneinholbar voraus hatte war einmal die ungebrochene Volksfrömmigkeit des christlichen Volkes beider Konfessionen und die tiefe Spiritualität in der Theologie und im Gottesdienst, wie sie heute in dieser Form maßgebend noch in der christlichen Orthodoxie des Ostens zu finden ist – ebenfalls ein Anknüpfungspunkt jeder Ökumene. Gerade Sailer verbindet Spiritualität, Professorenamt, Pastoraltheologie und Dogmatik mit einfacher Frömmigkeit, die uns heute abhanden gekommen ist, obgleich wir sie bewundern. Weil der Sailerzeit und erst recht ihm selber jedes Ideologiewußtsein fehlte, standen die ökumenischen Tore damals offener als heute, wo eigene Institutionen beider Kirchen von amtswegen sich darum kümmern.

Folgende Phasen lassen sich klar in Sailer's Leben voneinander abheben. (Wir folgen dabei Hans Krömler, Benziger 1982)

Geburt und Kindheit in Aresing (Bayern) 1751–1762, einer Schusterfamilie entstammend. „Dank Dir, geliebteste Mutter bleib ich ewig Dein Schuldner.“ Wie sooft hat das Gebetsleben der Mutter entscheidend gewirkt. Als Angebinde, meint er einmal, habe er in die Wiege das Unvermögen mitbekommen, zu hassen und zu hadern, Dann folgen zwischen 1762–1770 Jahre im Münchener Jesuitengymnasium, wo Cicero und Vergil, also Poesie und Redekunst ihn ebenso fesselten wie eine durch seinen Lehrer Zimmermann hervorgerufene Vorliebe für die Schweiz und seine Menschen, die ihn nie verließ. Viele Schweizer wurden später seine Theologiestudenten. Von seinem Noviziat in Landsberg am Lech bei den Jesuiten heißt es bei ihm einmal: „Meine ganze Freude ist es, ein Jesuit zu sein, und ich bin gewiß, daß Gott es von mir haben will. (1770–1772) Als Clemens XIV. ein Jahr darauf den Orden aufhebt, studiert er bis 1777 Theologie an der Universität Ingolstadt. Obgleich er später immer wieder als Jesuit kirchlicherseits angefeindet wird, kann er doch klar sagen: „Ich selber passe nimmer in die alte Ordensform.“ In Ingolstadt erlebt er die einzige Glaubenskrise und fragt: „Wie aber, wenn die Apostel, selbst getäuscht, wieder getäuscht hätten?“ Die Aufklärung Kants wird ihm hier durch Benedikt Stattler, so nahe gebracht – er erwarb bei diesem Lehrer den Doktor der Philosophie – daß er sich in viel späteren Jahren noch gezwungen sah, sich von dessen Thesen öffentlich zu distanzieren. Am 23. September 1775 wird er im Dom zu Hildesheim zum Priester geweiht. „Ihm erwuchs ein lebendiges Heimweh nach Wahrheit“, und so wurde er durch Kurfürst Maximilian III. von 1777–1781 zum Repetitor der Philosophie und Theologie und zum zweiten Professor der Dogmatik berufen. Seine baldige Entlassung aus Finanzgründen sah er als „Privatleben . . . als wohlthätige Brachjahre für sein Erdreich“ an. Sie dauerten bis 1784. In dieser freien Zeit entstand sein „Vollständiges Gebetbuch für Katholische Christen“ das ihn mit einem Schlage volkstümlich machte. Daneben schrieb er die „Vernunftlehre für Menschen, wie sie sind“, seine endgültige Auseinandersetzung mit der Aufklärung. Bibel, Liturgiestudium und vor allen Dingen die Kirchenväter beschäftigten ihn, eine Grundlage, die auch heute Ökumene eröffnen kann.

„O du selige Zeit, die schönste, die wirksamste, die segensreichste meines Daseins – wie unvergeßlich bist du mir“.

So konnte noch der alte Sailer seine Jahre als Universitätslehrer in Dillingen nennen, die von 1784–1793 währten. Hier wirkte er als Pastoral- und Volkstheologe als Lehrer für Ethik aller Fakultäten. Jetzt entstand eine förmliche Sailerschule, die seine Innerlichkeit und geistige Erneuerung über die Landesgrenzen hinausstrug. Hier gelang es ihm, „in seinem Herzen die beiden Zeitströmungen, die Aufklärung und die Religiosität der neuen romantischen Bewegung in eins zu bringen“, urteilt H. Schiel, dessen zwei Bände über Sailer's Briefe, Regensburg 1952 zu diesem Thema unübertroffen sind. Interessant für uns scheint mir der Umstand zu sein, daß Sailer in dieser Zeit auch die Übersetzung der Nachfolge Christi ins Deutsche versuchte. Diese vorlutherische uns allen so nahegebliebene Schrift der Kreuzesnachfolge hat bis heute ihre ökumenische Kraft nicht verloren. 1794 erfolgte dann – man kann es nicht anders nennen – der unwürdige Rausschmiß durch den damaligen Bischof von Augsburg. Fassungslos kommentiert dies der Betroffene nur mit den Worten: „Sie haben mich fortgeschickt.“ Als Aufklärer, Illuminat, falscher Mystiker, Jesuit aber auch als Anti-Jesuit beschimpft, macht der Nuntius auch seine Ernennung zum Hofprediger

rückgängig, obgleich sein Rückhalt beim Hof durch den späteren König stark war. Diese seine zweite Brachzeit dauerte bis 1799 volle fünf Jahre. In ihr reifte er zur vollen Größe.

In diesem Zusammenhang ist es für seine aktive Rolle im Geistesgeschehen nicht unwichtig, daß in dieser Zeit seine Schrift „Über den Selbstmord – gegen die Wertherkrankheit“ erschien. Er war so auf der Höhe der Zeit, daß ihn ausgerechnet der bayerische leitende Minister Montgelas als vermeintlichen Aufklärer an die Ingolstädter Universität berief, die 1800 nach Landshut verlegt wurde. Hier lehrte Sailer bis 1821 Pastoral, Moral, Homiletik, Pädagogik, Liturgik und als einer der ersten im Lande auch Katechetik. In diesem Fach ist er im Range Joh. Baptist Hirscher, seinem jüngeren Zeitgenossen, durchaus an der Seite zu stellen. Seine Güte und Wahrhaftigkeit machten auf seine evangelischen Zeitgenossen den tiefsten Eindruck, denn seine betont irenische Haltung der Konfessionsfrage gegenüber war auch ein Erbe der recht verstandenen Aufklärung. In Landshut hat er mehr als tausend Geistliche herangebildet, wie die Verzeichnisse nachweisen.

Ihm selber war etwas von der ernsten Heiterkeit eigen, die Gelehrsamkeit ausstrahlen kann in Sprödigkeit und Anmut, in Strenge und Selbstachtung und nobler Bescheidung. „Ich behaupte, daß eine unverdorbene Seele nur ihren Gefühlen folgen darf, um gut und edel zu sein, und das für solche für die Philosophie ganz unnötig ist“. Dieser Satz stammt von seiner großen evangelischen Zeitgenossin der preußischen Königin Luise, eine Gestalt die eine Nation mit sich riß und deren selbstverständlicher kindlicher Glaube unerschütterlich blieb – auch Napoleon gegenüber. In dieser napoleonischen Zeit hat Sailer mit der Gewalt des geschriebenen Wortes, mehr noch mit der hinreißenden Größe seiner Gestalt „für weite Kreise des deutschen Volkes einen evangelischen Nachweis persönlichster Art geliefert. „Ich behaupte gegen die landläufige Meinung, daß in diesem Jahrzehnt – bis zum Sieg Hegels im Geistesleben seiner Zeit – eine im Spirituellen erreichte Nähe der Konfessionen bestand wie nie zuvor und nachher. Sie hatte nichts zu tun mit den heutigen ökumenischen Gottesdiensten und Andachten, Ausflügen und Begegnungen, denen zuweilen etwas Zwanghaftes, manchmal Peinliches anhaftet. Die heute soviel beschworene sittliche, karitative und soziale Verantwortung war damals selbstredend vorhanden – wobei die Ethik Kants eine große Rolle spielte; Volle zehn Jahre hat sich Sailer katholischerseits in Landshut mit dem reinen Kantianertum des Theologen Fingerlos auseinandergesetzt, der ursprünglich Leiter des erzbischöflichen Priesterseminars von Salzburg war. Für letzteren war Religion identische mit Sittlichkeit, der Priester wurde zum Volkslehrer. Erstklassige Bildung und tadelloser Lebenswandel, der sich zum Rigorismus steigerte, lebte Fingerlos tatsächlich vor. Übrigens eine moralische Haltung, die tief das Wesen des preußischen Staates beeinflusste und in ihrer Einfachheit, stillen Pflichterfüllung, im „mehr Sein als Scheinen“ des H. v. Moltke unserem heutigen Staatswesen völlig abgeht. Sailer wußte vom ersten Augenblick an, daß diese hohe Moralität den Kern des Christentums und damit auch die Aufgabe des Priesters verdunkelt. Denn hier wurden das Wesen von Offenbarung, Glaube und Kirche verkannt, eine Erkenntnis, zu der sich die evangelischen Christen erst noch hart durchringen mußten. Wenn heute die Frage der konfessionverschiedenen Ehen und die Eucharistie sich als das größte Hindernis erweisen, so waren diese beiden Faktoren damals allgemein überhaupt nicht in Sicht. Einmal war die Gesellschaft in ihrem Glauben so fest verankert, daß das Mischehenproblem sich kaum stellte, zumal die Konfessionen durch politische Abmachungen seit 1555 voneinander getrennt lebten. Was die Eucharistie betrifft,

hatte sie auch in der katholischen Kirche als „Speise der Heiligen“ Seltenheitswert. So kennen wir aus der Gotik schon Berichte, daß selbst die Mönche aus Ehrfurcht vor dem Allerheiligsten kaum kommunizierten. Die einfachen katholischen Laien sahen bei den strengen Geboten selbst in den Zwanzigerjahren unseres Jahrhunderts den Empfang der Hostie als Lohn für ein immerwährendes, gottwohlgefälliges Leben an, „Brot der Engel.“ Erst in der nachkonziliaren Zeit schälte es sich heraus, daß zwischen Kirchengemeinschaft und Kommunionsgemeinschaft ein „garstiger Graben“ sich auftut. Für die katholische Kirche heute muß die Gemeinsamkeit in Glauben und Lehre der Kommunionsgemeinschaft vorausgehen, während nach wachsender Auffassung in der evangelischen Kirche die Reihenfolge wegen der ökumenischen Nähe umgekehrt ist, gemäß dem Wort: „Denn ein Brot ist's: so sind wir viele ein Leib, weil wir alle an einem Brot teilhaben;“ (1. Kor. 10,17) Da die Ehe heute grundsätzlich in Frage gestellt ist, die kinderreichen außerordentlichen sozialen Belastungen ausgesetzt sind, also eine echte Notlage sich immer weiter verschlimmert, könnte gerade über die Ehepastoral eine weitere Annäherung erfolgen. Andererseits stehen dem kirchenrechtliche Hindernisse entgegen. Ich bin auch nicht der Meinung, daß die totale Aufgabe des liturgischen Latein im katholischen Gottesdienst der Ökumene besonders dienlich war, sie ist vielmehr ein Zeichen der zunehmenden Primitivität in kultureller Hinsicht. Wie furchtbar wäre es mir in der Gefangenschaft seelisch ergangen, wenn der Priester die Sprache meiner Bewacher gesprochen hätte und wie lächerlich klingt es im Dom, wenn zur Urlaubszeit ein Koreaner, der makellos Latein in Rom studiert hat, in München sich auf ein Pidgin-Bayerisch einläßt. Die „gottselige Innigkeit“ ist hier bestimmt nicht vorhanden. Bei der Thronbesteigung Ludwig II. (1875) sagte der große Joseph von Görres über Sailer: „Unter den achtbaren Männern, die auf Deinen Bischofsstühlen sitzen, ist einer der Berufenen, der früh im Lehrfach mit Segen sich versucht. Er hat mit dem Geist der Zeit gerungen in allen Formen, die er angenommen; vor dem Stolz des Wissens ist er nicht zurückgetreten, sondern hat seinen Ansprüchen auf den Grund gesehen; keiner Idee ist er furchtsam zur Seite ausgewichen, vor keine Höhe des Forschens ist er bestürzt worden, immer nur eine Stufe höher hat er besonnen und ruhig das Kreuz hinaufgetragen und, wenn auch bisweilen verkannt, in Einfalt, und Liebe wie die Geister, so die Herzen ihm bezwungen, ihm darfst Du Dein Volk und seine Erziehung kühnlich anvertrauen.“ Je leerer unsere Gotteshäuser werden, um so stärker wächst das Verlangen nach Einheit, weil es eben in der gemeinsamen Kirche wieder einmal „um den Rest geht“ – und das ist meine größte Hoffnung in Bezug auf die lebendige Ökumene: die Situation des Restes, der schon im AT alle Prophezeiungen galten. Daß es Spaltungen schon unter Urchristen gab, finden wir dokumentiert im Brief Clemens I. (+101) an die Korinther, wo es u. a. heißt: „...Warum reißen wir die Glieder Christi auseinander, empören uns gegen den eigenen Leib und gehen in der Torheit so weit, zu vergessen, daß wir untereinander Glieder sind?“ ... Eure Spaltung hat viele verführt, viele in Mutlosigkeit gestürzt, viele in Zweifel, uns alle aber in Schmerz und Trauer. Dabei hält eure Spaltung noch an! ... Dabei zogt ihr euch damals (als ihr euch wegen Paulus und Apollos) entzweit, weniger große Schuld zu als heute, denn die damalige Parteilung galt den bewährten Aposteln und einem Mann, der bei ihnen in Ansehen stand ...“ Trennung also als Grundbefindlichkeit sündiger Christen von Anfang an. Es gibt zu denken wenn bei Kirchentagen junge „begeisterte“ Jugendliche sich bei den Händen nehmen und enthusiastisch miteinander tanzen und von der Einheit singen, aber beim regelmäßigen Sonntagsgottesdienst fehlen, mit den Sakramenten ihrer Kirche nicht zurecht

kommen und nur dann mit ihr einverstanden sind, wenn die Kirche als Arbeitgeber – natürlich ohne Mitspracherecht – sie in unzähligen Laienberufen mitschleppt. Sailer's Zeitalter lag inmitten der konfessionell neutralisierten Staatlichkeit, in der sich der Staat als politische Ordnungsmacht von den Wahrheitsansprüchen der Konfession befreit und auf der Grundlage einer gewissen Toleranz in Glaubensfragen als absolute Macht konsolidiert hat. Die Religion beginnt nun politisch zu resignieren, sie tritt den Rückzug ins Innere an, von wo aus sie, etwa als Pietismus, nicht auf das konfessionelle Bekenntnis, sondern auf den Lebenswandel der Menschen und ihre Frömmigkeit Wert legt. Hier berühren sich Sailer's Position und die evangelische Frömmigkeit auf das Engste. „Ungeheuchelte Andacht und eine beneidenswerte Innigkeit. ... All ihr Denken und all ihr Beten konzentrierte sich in Christus dem Gekreuzigten, dem sie ihr ganzes Herz und ihr ganzes Wesen zu seinem Dienste geweiht hatten ... Barmherzigkeit und werktätige Leibe waren ihre hervorstechendsten Merkmale.“ So urteilt 1870 der Freisinger Moraltheologe Magnus Jocham über den Sailerkreis, der um diese Zeit völlig vergessen war. Denn angesichts des auch ideell immer mächtiger werdenden Staatsgedankens von Hegel bis Metternich, war auch bei den Konfessionen eine andere Möglichkeit gegeben, die sie entscheidend entzweite: Die Entwicklung eines evangelischen Staatskirchentums, wie sie sich in der preußischen Union manifestierte, die geradewegs in den Kulturkampf Bismarcks mündete, der seinerseits nur möglich war, weil sich das Papsttum und die Hierarchie auf sich selbst bezogen zum absoluten Herrschaftsanspruch über die Gewissen ihrer Gläubigen erhob und damit direkt auf den Unfehlbarkeitsanspruch des Papsttums von 1870 zusteuerte, nachdem schon das 1854 verkündete Dogma von der unbefleckten Empfängnis Mariens die Kirchen weiter spaltete. Mag auch die katholische Volksfrömmigkeit in den romanischen Ländern der Mutter des Herrn solchen Vorzug immer schon eingeräumt haben, so lag der kapitale Fehler Roms eben darin, daß Volksfrömmigkeit und Dogmatisierung einander von grundauf widersprechen. Diese fatale Entwicklung beider Kirchen, die über die Nähe im Spirituellen siegte, hat gerade heute zum ebenso verheerenden Gegenschlag geführt. Große Kreise der evangelischen Kirchen geraten immer mehr in eine antistaatliche Haltung, die unter Umständen die Ordnung untergräbt und trotz aller Bergpredigtideale letztlich sich nicht auf die Schrift berufen kann – während die Katholiken die Hierarchie zur bloßen Amtskirche verkommen ließen, worunter meist Schimpfliches verstanden wird. Von hier aus betrachtet gerät das Pontifikat des polnischen Papstes in ein fast tragisches Zwielicht, weil das ungeheuer Charisma Johannes Paul II., das durch die Kraft hätte, ökumenische Dimensionen zu erreichen, mit seinem Amtsverständnis der Hierarchie unweigerlich und zwar aussichtslos kollidieren muß. Auf unterster Ebene während des Pontifikats Pius XII. hat sich mir ein Erlebnis dazu dauernd eingeprägt. In der geistlich beglückenden Zusammenarbeit mit einem ebenso alten wie bedeutenden Landpfarrer im Religionsunterricht hat es zwischen uns nur einmal Streit gegeben. Ich hatte einen Bericht an das kath. Schulkommissariat zu schreiben. Der Inhalt war für uns beide erfreulich. Aber da kam die Anschrift und hier weigerte ich mich beharrlich, das geistliche Schulamt mit „hochwürdig“ anzureden. Der alte Pfarrer mußte also dieses Wort handschriftlich hinzufügen, grollte zwei Wochen und bat mich dann dringend, ihn in einer öffentlichen Diskussion mit bekannter Großstadtprominenz in Sachen „Gemeinschaftsschule“ zu vertreten, weil ihm schon das Wort körperliche Pein bereitete. Ich erwähne das hier, weil schon Sailer mit ganz ähnlichen Situationen, nur auf höchster Ebene, vor mehr als

150 Jahren, konfrontiert wurde. Und daran litt. Es war die Zeit der immer stärkeren Verrechtlichung der Kirche, die in Bayern mit dem Konkordat von 1817 am Fronleichnamstag begann. Erst heute weiß man aus dem Umgang mit absolut glaubensfeindlichen Mächten, wie hinderlich solche Konkordatsbemühungen sein können und man setzt jetzt mehr seelsorgerlich denkend auf das Funktionieren mit Rom verbundener Bischöfe, wobei die „ordentliche Hierarchie“ selbst in Litauen in Sicht ist. Obgleich König Max Joseph Sailer als Bischof von Augsburg nominierte, wurde dies vom Hl. Stuhl 1819 in schroffster Form abgelehnt, wobei ein besonders leichtfertiges Gutachten des später heilig gesprochenen Wiener Redemptoristen Clemens Maria Hofbauer für den Nuntius Severoli mit ausschlaggebend war. Daß 1818 der König von Preußen Sailer auf den erzbischöflichen Stuhl von Köln berufen wollte, beweist wie geistverwandt man ihn beurteilte, aber auch wie weit sein Ruf gediehen war. Obgleich er Schlimmes ahnend, in Sachen Köln den Papst um Entscheidung bat, hat ihn gerade dieser Schritt an der Kurie unmöglich gemacht. Man zwang ihn umgehend eine förmliche Erklärung abzugeben, daß er der hl. römischen Kirche und dem Papst treu ergeben sei, alles glaube, was diese glauben, und alles widerrufe, was er dagegen gefehlt habe. Selbst der ihm nahestehende Kronprinz Ludwig konnte ihm diese Demütigung nicht ersparen, so daß er „dem großen Beispiel Fénelons folgend“ – wie er notierte tief verletzt unterschrieb. Eine Tagebuchnotiz vom 17. November 1819 beweist, wie tief ihn das römische Mißtrauen traf.

Da die Kurie immer auch politisch dachte, konnte sie an seinem mächtigen König Ludwig doch nicht vorbei gehen, so wurde Sailer mit siebzig Jahren 1822 doch noch zur Bischofsweihe zugelassen, um ab 1829 bis zu seinem Tod als Bischof von Regensburg „ordentlich“ zu residieren. Obgleich er bei der geistlichen Erneuerung Bayerns vom König immer wieder zu Rat gezogen wurde, was von der Eröffnung des Benediktinerklosters Metten bis zur Verlegung der Universität von Landshut nach München reicht, blieb er der Seelsorger schlechthin. Seine Firmreisen bis in den tiefsten Winkel des Bayerischen Landes wurden wahre Triumpfzüge und dies eben nicht, weil ein großer Bischof kam, sondern weil seine volkstümlichen Schriften ihm weit vorher die Herzen der Gläubigen zugewandt hatten. So ähnlich äußert sich der Kooperator Franz Seraph Riedinger von Arnschwang, der uns eine solche Firmung samt Visitation anschaulich schildert. Und sein Hauskaplan Melchior von Diepenbrock, den er erstmals durch Brentano auf seinem väterlichen Schloß kennenlernt und während eines Spazierganges überhaupt erst zum tätigen Glauben bekehrte, schreibt 1852, als er selber Fürstbischof von Breslau und Kardinal geworden war, über Sailer den treffenden Satz: „Das durchscheinende Geheimnis eines inneren Lebens war die stete Gegenwart Gottes.“ Hier ist Sailer Wegweiser zur Ökumene unserer Tage. In der Gegenwart Gottes leben, allein darauf kommt es an und dies ganz natürlich von Innen heraus tun. Darum sollten wir beten miteinander und nicht etwa darauf hoffen, ob unserem europäischen Christentum neue Impulse durch die afrikanischen junden Kirchen zuwachsen, ob eine neue südamerikanische Befreiungstheologie unseren Gemeinden weiter helfen könnte.

Es bleibt auch für uns der gangbare Weg, den Sailer gewiesen hat und wie er in einem Schlußsatz treffend zum Ausdruck kommt, den Sailer in einem Brief an die Gräfin Auguste Stolberg am 13. Mai 1802 in Leipzig geschrieben hat: „Es ist Gott, der uns vereint. Er ist es, der in allem durchgeholfen hat und auch in Zukunft durchhelfen wird.“ Das gilt für unser Miteinander in unseren Kirchen noch heute.

Rudolf E. Skonietzki

J. M. Sailer wörtlich:

Gott in Christus – das Heil der Welt

2.

Die Grundwahrheit aller Wahrheiten des ganzen Christentums ist, wie es alle christlichen Konfessionen bis auf diese Stunde anerkennen, die:

Gott in Christus – das Heil der Welt.

Der Zweck aller Zwecke, d. h. der Geist des ganzen Christentums ist offenbar kein anderer, als:

„Regeneration der Menschheit durch Christus, Wiedervereinigung der Menschen mit Gott durch Christus.“

3.

Gott hat die Welt mit sich durch Christus versöhnt. Aber es ist nicht bloß Lehre des Christentums, es ist Grundlehre des Christentums, und nicht bloß eine Grundlehre, es ist die Grundlehre. Es ist die Grundlehre – weil alle anderen Lehren darin enthalten oder darauf gebaut sind. Es ist die Grundlehre, denn alle anderen Lehren können als so viele gerade Linien angesehen werden, die aus ihr, als dem Einen Mittelpunkt gezogen sind, und auf sie, als den Einen Mittelpunkt, zurückweisen. Alle Lehren, z. B. von der Gnade Christi, von der Kirche Christi, von den hl. Sakramenten, von Tugend und Seligkeit der Christen weisen auf den Mittelpunkt:

Gott in Christus – das Heil der Welt

zurück, weil sie davon ausgegangen sind.

Es ist die Grundlehre, denn Paulus nannte sie das Geheimnis, das in der Fülle der Zeit durch den Geist Gottes offenbar geworden ist (Eph 1, 3).

Es ist die Grundlehre, denn mit dieser Lehre steht oder fällt das ganze Christentum.

Es ist die Grundlehre, denn ist Gott in Christus, die Welt mit sich aussöhnend, Wahrheit oder Fabel? Das ist die Frage aller Fragen für die Nichtchristen, die sie zu untersuchen haben.

Gott in Christus – das Heil der Welt, das ist die Wahrheit aller Wahrheiten für die Christen, die in Christus Gott, in Gott ihr Heil gefunden haben.

Gott in Christus – das Heil der Welt, das ist das Lied aller Lieder, das ewig ertönt in den Chören der Auserwählten: Preis und Ehre Gott und dem Lamme!

4.

Die Zentralidee des Christentums kann nur eine und muß dieselbe sein, die in Christus lebte und von Christus auf Johannes, Paulus, Petrus, auf alle Apostel, auf alle erleuchteten Prediger des Christentums überging.

Diese Zentralidee des Christentums kann bald mehr, bald weniger verdunkelt, bald mehr, bald weniger aufgehellert, so oder anders angedeutet, so oder anders ausgedrückt werden, sie ist aber unverkennbar auch in dem Ausdruck, den ich nicht umsonst gewählt und bei allen Anlässen immer und immer aufgefrischt habe und auffrische:

„Gott in Christus – das Heil der Welt“

So gewiß der Zentralblick in das Wesen des Christentums jene Richtung des Gemütes zum Mittelpunkt, und diese Grundidee des Christentums voraussetzt: so unentbehrlich ist er einem jeden christlichen Prediger, wenn er kein Schwätzer von dem Zufälligen, oder gar von einem erdichteten Christentum, sondern ein Verkünder des wesentlichen Christentums sein soll.

5.

Was mit Abraham die Patriarchen zu sehen wünschten und nicht sehen konnten, was mit Moses die Propheten zu sehen wünschten und nicht sehen konnten, das ist in Christus erschienen – das Heil der Welt. Sehet, darin besteht die heilige Kunst des Glaubens: wie er das Unsichtbare der ewigen Gottheit gleichsam sichtbar macht, so macht er das Vergangene zur Gegenwart! Er vernichtet den ganzen Zeitenverlauf zwischen der Menschwerdung des Herrn – und unsern Tagen. In dem Glauben des Christen gibt es, diesem Sinne nach, keine Zeit. Die ganze Geschichte Jesu von seinem Eintritt in die Welt bis zum Austritt, seine Geburt, sein Leben, sein Tod, ja selbst seine Auferstehung, seine Himmelfahrt, seine Geistessendung zieht sich aus dem Schatten der Vergangenheit in das Licht der Gegenwart. Der Glaube sieht in Jesus den Erlöser der sündigen Welt, so gewiß, so klar, als wenn sich diese heiligen Begebenheiten erst jetzt ereigneten.

Die heilige Kunst des Glaubens erschöpft sich aber damit nicht, daß er uns die heilige Vergangenheit zur Gegenwart macht; er weiß uns auch die allentscheidende Zukunft so nahe zu bringen, als wenn sie schon da wäre. Der Glaube sieht in Jesus nicht bloß den Erlöser der Welt in seiner ersten Erscheinung; er sieht in Jesus auch den Richter der Welt, und den großen Vollender aller Ratschlüsse seines Vaters – bei seiner zweiten Ankunft. Wir Sterbliche können zwar die Zahl der hundert oder tausend Jahre nicht messen, die noch vor dem Ende aller Dinge heraufkommen und wieder ablaufen werden. Aber für den Glauben des Christen ist auch der Zeitenverlauf, der zwischen unseren Tagen und dem Ende der Welt liegt, vernichtet; der Glaube sieht den Wiederkommenden in der Herrlichkeit des Vaters, sieht ihn auferwecken die Toten, hört ihn aussprechen das seligmachende Urteil über seine Getreuen: Kommet her, ihr Gesegneten meines Vaters – zum ewigen Leben; hört ihn aber auch aussprechen das verdammende Urteil über die im Frevel, in Gottleugnung, im Unglauben, im Ungehorsam und in einer vollendeten Unbußfertigkeit erstorbenen Gemüter.

Was wahre Religion ist

Wenn ihr einmal Mensch werdet, ... so werdet ihr begreifen,

daß reife Menschheit nur da sei, wo reife Vernunft ist; daß reife Vernunft ohne Anerkennung Gottes eine Null sei;

daß die Anerkennung Gottes die eine, wahre, ewige Religion selber sei;

daß die Religion das Leben aller Tugend, aller Sittlichkeit sei;

daß also das Reich der Tugend ohne das Reich der Religion gründen, ausbreiten, fortpflanzen, verewigen wollen, ein Traum sei;

daß die Gründung, Ausbreitung, Fortpflanzung, Verewigung der Religion ohne bestehende Religionsanstalten ein Unding;

und daß das Bestehen der Religionsanstalten ohne Religionsdiener, Priester ... ein leeres Nichts sei.

Widmer XV, 55

Die Menschenliebe

Die dreigestaltige Menschenliebe.

Nach der Lehre Christi ist die Liebe gegen andere dreigestaltig. Sei heißt

Menschenliebe als Liebe gegen alles, was den Namen Mensch führt, – sie heißt

Bruderliebe als Liebe gegen alle Menschen, die Christen sind. – Den Namen

Nächstenliebe führt die Menschenliebe als Liebe gegen den, der meiner Hilfe bedarf, – gegen den Mitmenschen, den sein Hilfsbedürfnis zu meinem Nächsten gemacht hat – und dessen Nächster zu sein, mich mein Hilfsvermögen drängt.

Diese Dreiheit von Liebe ist aber doch die eine Menschenliebe. Sie ist allumfassend in Hinsicht auf das Menschengeschlecht, – sie ist brüderlich in Hinsicht auf die Glieder der christlichen Kirche, – ist tätig in Hinsicht auf den Nächsten.

Wahre Menschenliebe ist Gottesliebe.

Die heilige Liebe hat ihr Herz im Himmel – und ihre Hand auf Erden. – Sie wohnt in Gott – und segnet in der Welt, – anbetet im Vaterlande der Geister und pflügt den Mutterboden hier unten in der Heimat der Irdischen, – sie liebt mit den Engeln – und leidet mit den Menschen, – sitzt mit Maria zu den Füßen Christi, horchend auf Gottes Wort, schauend ins ewige Leben, – und sie arbeitet mit Martha. –

Erziehung zur Religion

Die Eltern können und sollen das Kindergefühl zur Religion früh bilden; und wenn sie nicht tun, was sie können und sollen, so richten sie einen unersetzlichen Schaden an.

Das Gefühl des Göttlichen kann in Kindern schon früh, und früher als die kalte Welt glauben würde, geweckt und gefördert werden. Gott ist die heilige Liebe, und Liebe nehmen die Kinder an liebenden Eltern am frühesten, am leichtesten und am liebsten wahr; sie können also zur Wahrnehmung der Liebe (Gottes) leicht und früh geleitet werden, so wie sie sich zur Wahrnehmung der Liebe auch gern leiten lassen. Es ist doch nichts einfacher als die Lehre: „Liebes Kind! deine Eltern lieben dich, deine Schwestern, deine Brüder, deine übrigen Hausgenossen lieben dich, die Nachbarn lieben dich. Es muß doch jemand sein, der den Eltern, den Brüdern, den Schwestern, den anderen Hausgenossen, den Nachbarn die Liebe zu dir in das Herz gegeben hat. Dieser ist unsichtbar, aber er ist doch und liebt dich und uns. Wir nennen ihn nur den Vater aller Menschen, weil er sie mehr liebt, als dich dein liebster Vater lieben kann; wir nennen ihn die ewige Liebe, weil er lauter Liebe ist und uns alle mehr liebt, als dich deine liebste Mutter lieben kann; wir nennen ihn Gott, weil er gut, weil er das höchste Gut ist. Diesen unsern Gott haben wir nun auch lieb, tun gern seinen Willen, und es ist unsere höchste Freude, an ihn zu denken, zu ihm beten, auf ihn trauen, von ihm wandeln und in ihm ruhen zu können.“ Diese Lehre wird dem Kinde klar, weil es in dem Leben der Mutter sieht, was es in dem Worte der Mutter hört; weil es täglich dasselbe im Leben der Mutter sieht, was es täglich in dem Worte der Mutter hört.

Schoelen, 137 f.